

den. Ob im Languedoc und in Bengalen populäre Wissenskulturen sich tatsächlich vergleichbarer Referenzen bedienen, wäre genauer zu untersuchen. Im Kontext globalhistorischer Diskussionen verfolgt er dennoch wichtige Anliegen, indem er dafür wirbt, Regionen jenseits der Hafentropen nicht nur einzubeziehen, sondern deren eigenständige ökonomische Entwicklung zu betonen. Ebenso ist sein Anspruch, häufig getrennt betrachtete Felder wie Wissenschaft, populäres praktisches Wissen und wirtschaftliche Praxis in Zusammenhang zu setzen, sinnvoll. Liveseys Buch bietet daher interessante Anregungen, die jedoch vom methodischen Konzept wie von der empirischen Grundlage her weiter ausgebaut werden sollten.

#### Anmerkungen

- 1 E. Le Roy Ladurie, *Les Paysans de Languedoc*, Paris 1966.
- 2 D. Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2000.

**Junko Thérèse Takeda: *Iran and a French Empire of Trade, 1700–1808. The Other Persian Letters* (= *Oxford University Studies of the Enlightenment*), Liverpool: Liverpool University Press, 2020, 265 S.**

Rezensiert von  
Sven Trakulhun, Hamburg

Vor genau dreihundert Jahren erschien ein Schlüsselwerk der europäischen Aufklärungsliteratur zum ersten Mal: die Persischen Briefe (*Lettres persanes*) des französischen Philosophen Charles-Louis de Secondant, baron de Montesquieu. Das Buch besteht aus einer Sammlung von 161 Briefen des persischen Prinzen Uzbek und seines Freundes Rica, die sich für einige Jahre in Frankreich aufhalten und ihren Freunden, Ehefrauen und Verwandten daheim von ihren Erfahrungen in der Fremde berichten. Allerdings sind alle Figuren und Briefe in Montesquieus Roman fiktiv. Der Standpunkt des exotischen Beobachters, der die Verhältnisse in Frankreich scheinbar unvoreingenommen von außen betrachtet, ist eine literarische Verkleidung, die es Montesquieu gestattete, seine Kritik an Absolutismus, Kirche und gesellschaftlicher Ungleichheit unbefangener zu formulieren, als es sonst im zensurfreudigen Frankreich Ludwigs XV. wohl möglich gewesen wäre. Dabei machten gerade die literarische Form des Briefromans und die fingierte fremde Sicht auf die eigene Kultur für das europäische Publikum den Reiz des Buches aus.

Die amerikanische Historikerin Junko Thérèse Takeda erinnert in *Iran and a French Empire of Trade* daran, dass hinter dem Maskenspiel des französischen Literaten tatsächlich eine greifbare Geschichte französisch-persischer Beziehungen im 18. Jh. steht, die von der historischen Forschung bisher noch kaum gewürdigt worden ist. Die „anderen persischen Briefe“, auf die der Untertitel ihres Buches anspielt, handeln von echten Persern und führen zugleich zu den Anfängen französisch-iranischer Wirtschafts- und Diplomatiegeschichte zurück. 1664 gründete Finanzminister Jean-Baptiste Colbert eine französische Ostindien-Kompanie (*Compagnie française pour le Commerce des Indes orientales*), um so zu den bis dahin im europäischen Asienhandel führenden Expansionsmächten England und die Niederlande aufzuschließen. In diesem Rahmen geriet auch das Reich der Safawiden in den Blick französischer Kompaniekauffleute und wagemutiger Privathändler, die systematisch die politischen Machtverhältnisse und Handelsstrukturen der Region zu erkunden begannen. Die Reiseberichte von Jean-Baptiste Tavernier (1675) und Jean Chardin (1711) sind die bekanntesten literarischen Zeugnisse dieser ersten Phase französischer Expeditionen in Asien. Takeda hat für ihre Studie ein breites Spektrum an gedruckten und ungedruckten Quellen ausgewertet. Dabei stehen zwei Perspektiven im Vordergrund. Erstens geht es ihr um die konkreten Akteure persisch-französischer Verhandlungen, um Kauffleute, Diplomaten und Übersetzer mit bi-kulturellem Familienhintergrund; um skrupellose Piraten, halbseidene Waffenhändler und katholische Missionare, die zusammen die Beziehungen beider

Länder in der Praxis unter oft abenteuerlichen Bedingungen in Gang hielten. Dabei kommen heute weitgehend vergessene Ereignisse wieder ans Licht, wie etwa die Gesandtschaftsreise des persischen Diplomaten Mohammed Reza Beg, der 1715 von Sultan Hosein nach Versailles entsandt worden war. Auch auf die Rolle von Frauen im Prozess der europäischen Expansion kommt Takeda zu sprechen, insbesondere im Zusammenhang mit der Französin Marie Petit, der Besitzerin eines Spielcasinos in Konstantinopel. Sie verwandelte sich im frühen 18. Jh. durch Geschäftssinn, Verhandlungsgeschick und einige merkwürdige Zufälle von der Tochter einer Wäscherin aus Moulins in eine wohlhabende Kauffrau und trat schließlich im Namen des französischen Botschafters als semi-offizielle Diplomatin am persischen Hof auf. So entsteht in den ersten drei Kapiteln des Buches ein detailreiches Bild interkultureller Begegnungen und ihrer Trägerschichten, die unser Verständnis der Geschichte persisch-französischer Beziehungen im „langen“ 18. Jahrhundert erweitern und vertiefen.

Zweitens bettet Takeda ihre Erzählung in weiterreichende Überlegungen zur Rolle Persiens im politischen Diskurs der europäischen Aufklärung ein. Das 18. Jahrhundert ist eine unruhige und wechselvolle Epoche der iranischen Geschichte. Im Jahr 1722 brach die einst glänzende Safawiden-Dynastie unter dem Ansturm afghanischer Reiterheere zusammen. Der ehrgeizige General Tahmasp Quli Khan vertrieb die fremden Invasoren jedoch wenige Jahre später wieder, stieß anschließend den schwachen Safawiden-Schah Tahmasp II vom Thron und ließ sich 1736 selbst die Krone antragen. Danach

unternahm er unter dem Herrschernamen Nadir Schah eine Reihe blutiger Eroberungsfeldzüge, die 1739 mit der Plünderung der indischen Mogulhauptstadt Delhi ihren Höhepunkt erreichten. Die von Nadir Schah begründete Afscharendynastie war kurzlebig, ist aber sowohl in Europa als auch im indo-persischen Raum als wahre Schreckensherrschaft in Erinnerung geblieben. Nach der Ermordung des Tyrannen im Jahr 1747 stürzte Persien in einen dreijährigen Bürgerkrieg, der mit der Machtübernahme der Zand-Dynastie endete. Nach dem Sturz des letzten Zand-Herrschers Lotf Ali Khan (1794) kamen die Kadscharen an die Macht, die bis 1925 in Persien regierten.

Europa blickte mit Schaudern und Faszination auf die zahllosen Kriege, Eroberungen und Herrscherwechsel, die den indo-persischen Raum im 18. Jh. erschütterten. Sie wurden in der zeitgenössischen Literatur oft summarisch „Revolutionen“ genannt. Damit fand ein Begriff Eingang in den politischen Diskurs, der später eine besondere Bedeutung erlangen sollte. Takeda geht darum im zweiten Teil ihres Buches der Frage nach, inwieweit die Ereignisse in Persien Rückwirkungen auf das Revolutionsverständnis in Europa gehabt haben. Dieser Blick ist zumindest in der französisch- und englischsprachigen Geschichtsschreibung noch ungewöhnlich, denn gemeinhin wird die Französische Revolution als ein genuin europäisches, höchstens transatlantisches Phänomen behandelt. Takeda zeigt dagegen, wie die Berichte über die Revolutionen in Persien im 18. Jh. einen gleichsam eurasischen Resonanzraum schufen, in dem sich die Ereignisse im Orient mit jenen in Europa verbanden.

Es wurde möglich, persische Herrschaftsformen mit denen des Westens zu vergleichen. Dabei zeigten sich mitunter viele Gemeinsamkeiten, etwa die Neigung des Adels zu Dekadenz und Verweichlichung, oder die Auswüchse fanatischer Frömmerei am safawidischen Hof, die vor allem kirchenkritischen Aufklärern wie Voltaire sehr bekannt vorkamen. Andererseits aber konnte im transkulturellen Vergleich auch der Eigensinn des europäischen Entwicklungspfad stärker hervortreten. Wer das politische Geschehen in Persien zum Beispiel durch eine republikanische Brille betrachtete, konnte in den Herrscherfiguren der jüngeren persischen Vergangenheit kaum Vorbilder für Europa erkennen. Die europäische Berichterstattung war widersprüchlich. Am Beispiel von Nadir Schah zeichnet Takeda nach, wie der persische Eroberer in der europäischen Literatur mal als revolutionärer Reichserneuerer erschien, um dessen männliche Tatkraft manche Franzosen die Perser beneideten, während andere zeitgenössische Kommentatoren in ihm geradezu die Quintessenz des orientalischen Despoten zu erkennen glaubten. Für Takeda ergibt die europäische Berichterstattung über Persien im 18. Jh. daher kein einheitliches Bild, sondern zerfällt in viele Einzelbilder.

Lässt sich aber nicht doch eine allgemeine Tendenz im europäischen politischen Denken erkennen? Frühere Studien zum Thema haben gezeigt, dass die „Revolutionen“ in Persien in den Jahrzehnten nach 1789 geschichtsphilosophisch entwertet wurden, weil sie in ihren Ablauffolgen und politischen Zielvorstellungen nicht länger dem modernen, auf gesellschaftlichen Fortschritt bezogenen Revolutionsbegriff entsprachen. Asien wurde zu einem Ort

politischer Stagnation umgedeutet, von dem sich das progressive Europa immer deutlicher abzuheben schien: die Revolutionen in Asien führten nur von einer Tyrannenherrschaft zur nächsten, die in Europa hingegen in ein Reich der Freiheit. Bis zu dieser eigentümlichen ideengeschichtlichen Pointe dringt Takedo in ihrem Buch nicht vor.[1] Es fehlt auch eine Auseinandersetzung mit der reichhaltigen persischen Überlieferung zum Thema, die freilich noch zu selten in verlässlichen Übersetzungen in europäische Sprachen greifbar ist. Das ist Takeda methodisch nicht vorzuwerfen, schränkt die Reichweite ihrer Aussagen aber auch ein.

*Iran and a French Empire of Trade* ist eine sehr gelungene Studie zur iranisch-französischen Geschichte, die besonders durch ihre quellennahen Analysen transkultureller Prozesse überzeugt, die teilweise eine gleichsam mikrohistorische Tiefenschärfe erreichen. Das Buch ist daher allen zu empfehlen, die sich für die französische Kolonialexpansion in Asien und ihre Rückwirkungen auf Europa im 18. Jh. interessieren.

#### Anmerkung

- 1 Gerade die deutschsprachige Forschung hat auf diesen Umdeutungsprozess aufmerksam gemacht; Siehe etwa K.-H. Bender, *Revolutionen. Die Entstehung des politischen Revolutionsbegriffes in Frankreich zwischen Mittelalter und Aufklärung*. München 1977; S. Trakulhun, *Asiatische Revolutionen. Europa und der Aufstieg und Fall asiatischer Imperien, 1600–1830*, Frankfurt am Main/New York 2017; auch J. Osterhammel, *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*, München 1998, enthält eine Reihe von Beobachtungen zum europäischen Persiendiskurs im 18. Jh., die einige von Takedas Argumenten bereits vorwegnehmen; eine englische Übersetzung des Buches erschien 2018.

**Sarah Lentz: „Wer helfen kann, der helfe!“. Deutsche SklavereigegnerInnen und die atlantische Abolitionsbewegung, 1780–1860 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz/Abteilung Universalgeschichte, Bd. 261), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020, 456 S.**

Rezensiert von  
Michael Zeuske, Bonn

Der Rezensent hält aus der Perspektive der globalen Geschichte von Sklavereien, Sklavenhandelssystemen, aber vor allem aus Perspektive der Geschichten der Versklavten sowie ehemals Versklavten die „Abolitionsbewegung“ Ende des 18. und im 19. Jh. eher für einen Elitendiskurs der Selbstdarstellung Europas, vor allem Großbritanniens. Dieser Selbstdarstellungsdiskurs, der auch noch mit der Verbreitung von religiösen Werten und neuem Kolonialismus einherging, ist aus globalhistorischer Sicht auch Teil des „work of forgetting slavery“.[1]

Trotzdem oder gerade deswegen ist das vorliegende Buch eine ganz hervorragende Arbeit im Sinne des *new materialism*, der sich auf Akteure und Akteurinnen sowie die Politisierung von Netzwerken konzentriert. Die Verfasserin kann zeigen, dass trotz der im globalen Makroblick quantitativ marginalen Rolle, die deutsche Gebiete als Hinterländer des atlantischen Sklavenhandels und der Sklavereien in AAA (Afrika, Atlantik, Amerikas) spielten, es in Bezug auf die Thematisierung zentraler Probleme,